

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

98 (28.4.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Büchertisch der Volksfreundbuchhandlung Lachen links

Der „Büchertisch“, Berlin, legt im 1. Vierteljahr 1931 eine neue Folge des „Lustigen Buches“ (Preis 4,80 M. für Mitglieder 3.— M.) eine Sammlung von Humoresken und Grotesken vor. Ein gegenüber der ersten Ausgabe vollständig neuer Inhalt, von Arthur Goldstein sorgfältig ausgewählt, erfreut durch seine entschiedene ausgeprägten Klassenkämpferische Haltung. Die Bürgerwelt steht am Pranger; der Spieler mag sich die Ohren zusetzen. Wir begegnen Namen wie R. Buchsbaum, André Dahl, Werner Zilling, Gertrud Kästner, M. Schlichter, Oskar Wörle. Das Buch ist eine brauchbare Materialsammlung zur Ausstattung von Lesenden, da die meisten Beiträge sich zum Vortrag bzw. zum Vorlesen eignen. Die folgenden Sätze über die Absicht des Herausgebers entnehmen wir dem Vorwort. Wie weit diese Absicht verwirklicht werden konnte, mag jeder Leser durch Lektüre und Gebrauch des Buches selbst entscheiden.

Ist es erlaubt, in einer wirtschaftlichen wie politisch gleich kriegerischen Situation dem Schalksnarren Humor das Wort zu erteilen? Kann man überhaupt noch lachen, wenn Hunger und Verarmung die Stunde regieren? Ist also der Zeitpunkt richtig gewählt, um gerade jetzt ein „Lustiges Buch“ herauszugeben?

Wir wollen die Frage trotz mit einem Ja beantworten. Und gleich hinzufügen: Humor ist stets und überall am Platze, vorausgesetzt, daß wir nicht in der Welt der Unselbstverständlichen leben, die Ernst und Humor einen unversöhnlichen Gegensatz bilden. Die Welt der Unselbstverständlichen ist die, der Gegensatz in der Form. Im übrigen sind beide nur Mittel zum gleichen Zweck. Sie sind gleichsam zwei Spiegel, in denen wir das mehr oder weniger getreue Abbild des Lebens erblicken. Wir leben in den beiden Fällen das gleiche Bild: die menschliche Gesellschaft mit ihren Schwächen, Unzulänglichkeiten, Erbarmlichkeiten. Den gleichen Gegenstand betrachten wir bald mit einem Lachen, bald mit einem heiteren Mute.

Kann man nicht etwa die Bitterkeit, die von gestern und heute, auf die verschiedenste Weise zur Darstellung bringen? Und ein Beispiel zu wählen: der Bitterkeit eines Däumlers ist vielleicht — sagen wir — ein eifriges Humoresk als der eines George Grosz, und dennoch erscheint der französische Meister im Angriff auf die herrschenden Klassen noch rücksichtsloser, unangenehmer und — revolutionärer als der deutsche Künstler. Auf den Angriff allein kommt es an. Und mit der Waffe des Humors kann man tödliche Schläge versetzen. Die Hauptsache bleibt, daß wir den Feind an seiner Achillesferse treffen. Dann wollen wir lachen — ohne Gnade und Barmherzigkeit. Und indem wir über die heutige Gesellschaft lachen, sollten wir daran denken, daß wir selbst auch noch mit allerlei Schwächen behaftet sind, die für Scherz, Satire, Spott und noch manche andere Arten von Humor genügende Anknüpfungspunkte bieten. Vergessen wir also nicht, in den eigenen Spiegel zu blicken! Denn wehe einer Zeit, wehe einer Gesellschaft, wehe auch einer Partei, die nicht die Kraft aufbringt, das eigene Antlitz im Spiegel der Karikatur wahrzunehmen!

Wir wollen wir den Gegner anklagen, wenn wir nicht im Stande wären, über die eigenen Schwächen zu lachen! U. G.

Zur Sittengeschichte des Weltkrieges

Eros im Stachelbrakt. 17 Liebes- und Lebensläufe von Hans Otto Denel. Solider Pappband, 208 Seiten stark, 2,80 M. Fackelreiter-Verlag, Hamburg-Bergedorf.

Schon im 11. bis 20. Laufen liegt jetzt dieses Buch vor, dessen vor einigen Jahren erschienene erste Auflage schnell vergriffen war. In seiner großen „Sittengeschichte des Weltkrieges“ ist Virdisfeld immer wieder darauf zu sprechen gekommen, mehr als waganig Mal hat er Stellen aus „Eros im Stachelbrakt“ zitiert und die Sachkenntnis und Wahrheitsliebe Denels rühmend hervorgehoben. In Denels Buch wird eine Seite des Krieges dargestellt, die bisher von allen Kriegsgeschichtlern vernachlässigt wurde: die Liebe im Kriege. Welchen Einfluß hat der Weltkrieg auf die Liebe im Kriege. Welche Liebe und Gefährtin des Mannes und die Mutter kommenden Geschlechtes? Das wissen nur wenige. Rander hat es wohl erfahren, aber schon wieder vergessen. Der Krieg ist nicht nur der Zerstörer von Liebe und Ehe, sondern er ist es auch, der die Liebe, diese schönste Blüte menschlicher Gemeinschaft, in einen Sumpf des Un-

flats und der Gemeinheit, der Krankheit und Entartung verwandelt. In der Umwälzung, die das Liebesverhältnis zwischen Mann und Weib durch den Weltkrieg erfuhr, lag die Wurzel für unzählige Tragödien. Wie der Krieg die durch Trennung hervorgerufene Geschlechtsnot schuf, wie er Männer und Frauen zwang, einander untreu zu werden, wie er Frauen und Mädchen dazu trieb, sich um der Erhaltung des Lebens willen zu prostituieren, wie Krankheit und Schande und Verbrechen die Liebe vergifteten — das wird in Denels Buch aufgedeckt und nicht in der trockenen Sprache der Wissenschaft, sondern in novellistischer Erzählungsform mit tiefem Ernst, gleich weit entfernt von geiler Lüsterheit wie von verlogener Moralpöbel, aufgedeckt. Mit dieser Erschütterung erfährt man, wie ein braves französisches Mädchen in einem deutschen Frontbordell untergeht, wie die Hellsichtigkeit des Grabens den Mann vertiert und zur Notsucht geneigt macht. Andere Novellen behandeln die Kasernierung belgischer Mädchen und Frauen, in einem anderen

Falle müssen Eltern ihre Kinder, Brüder ihre Schwestern verzeihen, um nicht Hungers zu sterben. Man erfährt, wie Kranke schmökern sich um Offiziere bemühen oder im Kasernenbier die Erfüllung ihrer erotischen Wünsche suchen, wie unglückliche Jugend aus der schmutzigen Küche militärischer Bordelle zum ersten Male die Liebe kennen lernt, wie Spionagen die Liebe in Rechnung stellen, wie der Urlauber Geschlechtskrankheiten mit heimbringt und deren Frau und Kinder ruiniert, wie sogar eine sittenstrenge Postortochter gleich Millionen anderer Frauen durch den Krieg auf dem Postweg geworfen wird. Es ist sehr erfreulich, daß Denels Buch in guter Ausstattung und soildem Einband jedermann zu einem erschwinglichen Preise wieder zugänglich gemacht worden ist. — Hans Otto Denel, dem Autor von „Eros im Stachelbrakt“ wurde gerade ein literaturwissenschaftlicher Preis vom Rat der Stadt Leipzig verliehen, ein anlässlich des Tages des Buches vergeben wird.

Indien neu gesehen

Von Wolfang Schumann

Das scharf gespannte Verhältnis zwischen der Herrschafts-England und den indischen Nationalisten ist ein allgemeines schwieriges Problem dar. Einige glauben es lösen zu können, indem sie sich freimutig auf die Seite der indischen Bewegung stellen und gegen den Anpruch Englands auf oder in Indien Stellung nehmen. Andere glauben mehr, daß Indien sich nicht in geordneten Zuständen erhalten könnte, wenn England wirklich die Hand ganz von Indien wegziehe; und überdies — bedeutet die Folge! Was für Folgen? Nun, es könnte eintreten, daß die Interessen der verschiedenen Proletariate hier einmal nicht zusammenstimmen! Das eine radikale Befreiung Indiens bedeuten würde: die Arbeitslosigkeit in England muß sich vermehren und verlängern. Man kennt ja jugendliche Nationalismus! Mit reinem Eifer pflegt zu sein, daß er die nationale Industrie „schützt“ mit Zollmauern umbeut. Das heißt vielleicht ein Ende der englischen Textilarbeiterhoffnungen herbeiführen. Und wer garantiert, daß in Indien nicht ein heimischer Hochkapitalismus sich einnistet, der eben so schlimm oder schlimmer ist als der englische? Doch mehr! Würde ein einflussreicher Niedergang der englischen Weltmacht für das deutsche Proletariat von Vorteil?

So häufen sich die Fragen. Leicht ist es, sich von einer „nationalen Freiheitsbewegung“ hinreißen und antreten zu lassen. Schwieriger ist es schon, auf Grund von Tatsachen eine vielseitig befriedigende Lösung einer unehrlich verwickelten Frage zu finden, wie es die indische ist. In solcher Lage sind Tatsachendarstellungen, vollkommen, namentlich wenn sie umfassend und objektiv sind. Ein neues knappes Buch des Verlages Kaden und Co. sucht diesem Bedürfnis zu genügen: „Indien“ von A. Jenner Brodman; 223 Seiten stark, 6,50 Mark.

Brodman, in Indien geboren, Sekretär des britischen Komitees des indischen Nationalkongresses, Herausgeber der Zeitschrift „Indien“, Mitglied der Unabhängigen Arbeiterpartei und als deren Delegierter Teilnehmer am indischen Kongresskongress (1927) am Nationalkongress, ist durch seine radikale Stellungnahme für Indien bekannt. Im englischen Unterhaus erregte er Aufsehen, als er 1928 gegen den Wunsch der Arbeiterpartei eine Parlamentsdebatte über die Verhältnisse in Indien verlangte und „wid“ wurde, als sie nicht erfolgte. Macdonald setzte dann durch, daß er auf eine Woche aus dem Hause ausgeschlossen wurde. Man sieht: Sozialist wider Sozialist. Der Premierminister und Arbeiterführer Macdonald sieht die Lage und die Aufgabe anders als der Absorbierter, Indierfreund und Arbeiterführer Brodman.

Was Brodman berichtet, macht den Eindruck der Tatsachentreue, wirkt klar und ist aufschlußreich. Das erste Kapitel gibt „Die Lage in Indien“: Bauernnot, Pachtelend, Verelben, Mangel der Volkserziehung, Revolutionen und Sprachenfrage, Kohlenproblem, Vorteile und Nachteile der Englischer Herrschaft, die „Wiedergeburt Indiens“. Brodman erweitert sich als Hungerkämpfer, der geschichtlichen Geschehen mit Erörterung der englischen Interessen — gemaltener Kapitalismen — und Regierungsformen. Das Schuldverhältnis der Herrschaft, — und anfangs beläuft genau, wird noch verlängert.

Sind schon diese Verhältnisse reichlich verwickelt, so vertritt sich

einem das Bild Indiens fast vor den Augen, wenn man im nächsten Kapitel liest, daß es im Lande außer „britischen“ Provinzen noch 700 mehr oder weniger „selbständige“ Staaten unter Briten, Radhas, Nidigen um, als mehr oder weniger kontrollierten Herrschern gibt. Wenn diese Staaten, sagt Brodman, „unabhängig und im großen und ganzen selbständig bleiben, wird die Vereinfachung von ganz Indien auf demokratische Grundlage unmöglich sein.“ Und sie kämpfen darum, unabhängig zu bleiben! nämlich die Fürsten. Andererseits erleben Volksbewegungen in den Staaten Einigung mit A. I. J. Indien. Brodman: „Die Staaten müssen mit Indien vereinigt werden, aber es „besteht“ wenig Hoffnung auf eine baldige Lösung.“ Sie liegt — nach Brodman — in einer starken, revolutionären Massenbewegung, die alle politischen und sozialen Schranken überreißt. Nun erst geht Brodman über zur Schilderung der nationalen Freiheitsbewegung, die 1885 ihren Beginn hat, aber erst im 20. Jahrhundert und besonders nach dem Kriege einschneidende, unabsehbare Bedeutung gewann. Die Welt weiß, daß sich in dieser Zeit der Arbeit und Rechtschaffenheit Gandhi zu ihrem Führer in geistiger wie in politischer Hinsicht ausgebildet hat.

Aus dem nächsten Kapitel erfährt man Genaueres über die indischen Parteien; vor allem auch über die sozialistische Bewegung unter der Führung Jawaharlal Nehrus. Diese Bewegung ist in neuerer Zeit bemerkenswert erstarkt. Vielleicht noch vor fünf Jahren, sagt Brodman, würde Indien im „nationalen“ Hintergrund der englischen Herrschaft einfach „von seiner eigenen „herrschenden Klasse völlig unterdrückt“ worden sein. Heute, meint er, würde eine starke Bewegung die Rechte der Arbeiter und Bauern nachdrücklich geltend machen. — Die letzten 90 Seiten des Buches bilden eine übersichtliche Bericht über die Kämpfe und Vorwärtsschritte in Indien und England während der jüngsten Zeit, vor allem dem englischen „passiven Widerstand“. Da die deutschen Lesungen nicht recht ausführlich über diese Ereignisse von heute berichtet haben, liegt man einen so zusammenhängenden Bericht mit besonderer Spannung. Sein Ergebnis ist, daß eine ausgeprägtere, große und weittragende Revolution nunmehr eines der größten Länder beherrscht, wogegen ihre Mittel andere sind, als bisher in Revolutionen angewandt wurden. Brodman zieht (Seite 212) den Schluß: Die englische Regierung würde „Mug handeln, wenn sie einräumte, daß keine Macht der Welt verhindern kann, daß Indien seine Freiheit erlangt.“ Selbstbestimmung (Dominanzstatus) oder „Unabhängigkeit“ könne jedoch nur „der Anfang der Lösung des Problems sein.“ Zwar: „Solange die nationale (Freiheits-)Bewegung nicht selbst ist, wird der Sozialismus im Hintergrund bleiben. Aber nach der Befreiung von England wird die Förderung nach ökonomischer Befreiung erhoben werden.“ Für die Epoche indes bezeichnet Brodman eine „revolutionäre Massenbewegung“ als die „einzigste Hoffnung für Indien“. Sie allein könne den Kampf gegen religiösen Überglauben, überlebte Traditionen, gegen den Kapitalismus und ein Wirtschaftssystem aufnehmen, das der armen und unteren Bevölkerung Indiens geföhrt hat.“ Nur eine revolutionäre Bewegung kann und wird Indien aus der Tradition und dem Schicksal der letzten Jahrhunderte erlösen.

Die Befreiung Indiens kann nur das Werk des indischen Volkes sein. Der erste Schritt ist politische Freiheit; dann aber wird der zweite, größere, folgen: Die soziale Befreiung.“

Der Herr des Hafens

Roman von Norbert Jacques.

Courtwahl von Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Rettigstraße 5. 13) (Nachdruck verboten.)

Aber der Junge drängte ihn beiseite und rief: „Ach, was, das ist ja doch keiner von dir und mich, einer von uns! Wat Captain! Wogu Bismarcken!“ Und er schlug Pietien vertraulich auf die Schulter und flüster mit einem Auge dazu, als wolle er ein Einverständnis feststellen, das nicht zur Gewohnheit hatte, sich laut zu äußern.

Pietien wandte bedächtig den Kopf auf die Schulter, schaute wie misstrauisch die Stelle etwas an, die des andern Hand getroffen hatte, hob dann eine der feingliedrigen über den Ransen hoch und klopfte besorgt, aber nebenhändig einen Schmutz weg, den jener Finger darauf gelassen zu haben schien. Darauf ging Pietien mit dem Zeigefinger und dem Daumen des Stoffes seiner Jacke ein und schob ihn vor dem Alten beiseite, indem er sagte: „Dat Alter geht vor!“

Der Gemahregelle steckte wohl in einem Anzug, der vor dem Schlafengehen nicht immer ausgezogen und vor dem Anzugeswerden nicht regelmäßig aufgebügelt worden war, aber eine junge, reich drängende Körperfülle machte die Kleider voll und fast platzend, und wo es dem Zustande des Anzugs nicht gelang, den Adam drunter ganz zu bekleiden, da sah man ein feines, weiches, wohlgenährtes Fleisch, mit harten rötlichen Borsten bespitzt wie die Haut eines Schweins.

„Nu, nu!“ knurrte der Zurückgeschobene und der Alte versuchte die Beurlung wieder aufzunehmen. Doch war sein Kopf durch die unerwartete Bevorzugung aus der Fassung gekommen, denn der Gemahregelle, der Junge, war von allen gefürchtet und hatte seinen Willen als ein Schredenregiment dieser Bevölkerungsjacht des Hofens aufgezungen. Er war beflissen, bei allen Angelegenheiten ihm und sich Geltung zu verschaffen, koste es, was es wolle. Wobei die aut genährte Kraft seiner Muskeln seinen Willen auf tatkräftigste ins Recht setzte. Es gab wenige, die nicht wußten, wie hart diese Fäuste trafen.

Also der Alte verstummte in einem unverständlich bleibenden Stottern. Aber es fanden noch andere mit herum. Sie lehnten sich an den Rabn und bogen die Füße übereinander und zugleich

sanken ihre Hände in die Hosentaschen, als gebe es dort stumme Glückseligkeiten zu befragen. Lang wurde nichts gesprochen.

Pietien Verlorenloost sah ihnen die Stellung ab. Auch er versuchte bei ausgebreiteten Beinen an die Rohrwand angelehnt die Füße übereinander zu kriegen und zugleich die Hände nach den glückseligen Heimgelassen der Hosentaschen zu fenden, stellte aber fest, daß diese klapprige Stellung des Volks, in das sein Geschick gestürzt hatte, erst gelernt sein mußte. Was er auch als bald befragt fand, war diese Haltung doch das äußerlich sichtbare Zeichen, in dem man hier sich der übergeschäftigten Welt gegenüber zueinander bekannte.

So befand sich Pietien Verlorenloost inmitten der Honoratioren dieses zweiten Gemeinwehens im Hofen und fühlte sich, bis auf die Schwere der Füße, die sein dicker Bauch in Eintracht mit den kurzen Beinen der Ausübung der genannten Stellung entgegensetzte, eigentlich sehr wohl.

Nur ein Mensch war nicht zufrieden, das war der Junge, der Ahbet. Er hockte abseits fest, hertzte widerkrievig die Beine auseinander und suchte von seinem Priem sonstige Absonderungen den ihr neues Leben mit Wonne fühlenden Konservendosen auf die himmelwärts gemachten Wäpfe.

Einer dieser Abgesandten des Grimmes klaffte auf eine Dose, an die Pietien Verlorenloost einen seiner gewichtigen Füße ansetzte, und zwar war es derjenige, den er in den Sand stemmte, um seinen Corpus und das übergeschlagene Bein festzusammnen, da sie ununterbrochen abzurufen drohten.

Da hob Pietien nochmals seine geruollenen Augen bedeutungsvoll auf den Schützen, schaute ihn ein Weilschen an und sagte dann: „Hier gibt's keine Menschengirne für die Stiebel!“

Der andere tat, als ob der Neuse dies schallig für den Wind gefagt habe, der die ollen Papiere und den Staub auf dem Boden durcheinandertrieb und den Befehlern an die Schube warf. Er fuhr fort, seinem Priem neue Waigehosse abzufauen.

Da wuschelte Pietien Verlorenloost seinen Platz und lebnte sich nun dicht neben den Ahbeten an die Jollenwand, so daß dieser Gefahr lief, wollte er fortfahren, sich selber auf die Füße zu stützen. Er sagte keinen Ton dazu und der andere warf von der Seite einen ägigen Blick auf den neuen Nachbar.

So hockte man beisammen, schwieg und klobnte und mit einmal sog sich eine der Hände aus einer der Taschen und ein brauner Krug hing an ihr. Zwei Zahnräder bisfen den Pfropfen heraus und die Hand hielt den Krug vor sich her in Pietiens Richtung. „Dat es uns gut erode!“ sagte der bartumkrante Mund des Besitzers.

Die Hand des Ahbeten jagte plötzlich dazwischen und fuhr mit ein Busard über eine Deme auf den Krug los. Aber sie hatte nicht mit der Fügigkeit von Pietiens kurzem Arm gerechnet. Sozusagen im Flug fing dieser den Krug weg, reichte ihn dem Alten, der die Begrüssungsgeschichte hatte und als der erste in der Reihe hockte und sagte: „u ordentliches drauf!“

Der ries sich nicht erst kalotieren, die Bitte des Captain von die „Bonamanturist“ zu erfüllen. Und der Ahbet stand daneben mit der leeren hochgeriffenen Hand voll Luft. Er knurrte etwas und wartete, bis der Alte fertig war.

Aber auch als der sich den Schluß in die Reibe geogt hatte, kam die Reibe noch lange nicht an ihn, sondern Pietien Verlorenloost machte darüber, daß der Krug ordnungsgemäß seinen Weg vom dem Ersten auf den Zweiten, vom Zweiten auf den Dritten machte und so fort, so daß bei Durchführung dieser Rangordnung der Ahbet an feste Stelle geschoben war.

Der sandte einen Fluch aus und sagte: „Mensch, mir scheint's, es löst die Luft!“

Doch konnte das nicht verhindern, daß der Krug keinen Übersprung und schließlich zwischen Pietiens Lippen geriet, der als der Vorletzte sählte, lange mit dem engen kurzen Hals an dessen Mund angelangt hieß und gefahrvoll in die Höhe ging. Die Augen des Ahbeten schauten hös und bedrohlich auf den hochbedrängten Krug, konnten ihn aber nicht von diesen gedulden Lippen abreißen und als Pietien ihn hinreichte und er ihn über den Mund schloste, war er leer.

Der Krug floh an die Bretterwand. Diese höllerte erschrocken auf. Aber es geschah nichts und der Krug bettete sich in den Sand zu den anderen Bewohnern des Plabes und richtete sich fort darauf ein, dort seine nächsten Jahrzehnte zu verbringen.

„Wat, wat!“ stöhnte der Ahbet.

„Mußt hinter sein, junger Mann!“ sagte Pietien, ohne eine Miene zu versiechen.

Dem Ahbeten schmolten die Rinnbaden und die Muskelstränge in den Armen. Die Kameraden schauten betreten zwischen die Beine und erwarteten den Losdruck des Gewitters. Aber Pietien blickte nur wieder mit seinen etwas glockenden Augen grob in den andern hinein und es geschah nichts von den gewohnten Dingen, auf die die andern so bestimmten Gemütes warteten. „Mensch, Mensch!“ schimpfte der Ahbet nur und die Augen forschten. Aber es war ein Feuer, das nicht verbrannte und nicht einmal verjagte, und Pietiens grüne Krüdenaugen schauten bald gleichmäßig wieder ab.

(Fortsetzung folgt.)